

Czernin



# UNTER WASSER

Menschen und Tiere im Fluss

Herausgegeben von  
Florian Huber

Herausgegeben von Florian Huber

UNTER WASSER

Menschen und Tiere im Fluss



Herausgegeben von Florian Huber

# **UNTER WASSER**

Menschen und Tiere im Fluss

Czernin Verlag, Wien

Huber, Florian (Hg.): Unter Wasser. Menschen und Tiere im  
Fluss / Florian Huber  
Wien: Czernin Verlag 2022  
ISBN: 978-3-7076-0758-1

Die ursprüngliche Rechtschreibung der einzelnen Beiträge  
wurde beibehalten.

Der Verlag dankt den Rechteinhabern für die Genehmigung  
zum Abdruck. Sollten darüber hinaus nachweislich  
Rechteansprüche bestehen, bitten wir um Mitteilung.

© 2022 Czernin Verlags GmbH, Wien  
Umschlaggestaltung und Satz: Mirjam Riepl

ISBN Print: 978-3-7076-0758-1  
ISBN E-Book: 978-3-7076-0759-8

Alle Rechte vorbehalten, auch das der auszugsweisen  
Wiedergabe in Print- oder elektronischen Medien

## Inhalt

Tomas Espedal (\*1961)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
Francis Ponge (1899-1988)  
Jewgeni Alexandrowitsch Jewtuschenko (1932-2017)  
Kurt Lanthaler (\*1960)  
Matsuo Bashō (1644-1694)  
Mark Twain (1835-1910)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
Kenneth Grahame (1859-1932)  
Jules Renard (1864-1910)  
Gilbert White (1720-1793)  
Gerold Späth (\*1939)  
Theodor Fontane (1819-1898)  
Christine Busta (1915-1987)  
Gerold Späth (\*1939)  
Sigmund Freud (1856-1939)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
Friedrich Nietzsche (1844-1900)  
Anne Weber (\*1964)  
Carl (1812-1855) und Theodor Colshorn (1821-1896)  
Gerhard Roth (1942-2022)  
Émile Zola (1840-1902)  
Barbara Köhler (1959-2021)  
Friedrich Engels (1820-1895)  
Gottfried Keller (1819-1890)  
Ivo Andrić (1892-1975)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
Wolfgang Hilbig (1941-2007)  
Margaret Atwood (\*1939)

Reinhard Kaiser-Mühlecker (\*1982)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
Günter Grass (1927-2015)  
Marcel Proust (1871-1922)  
Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
Walter Benjamin (1892-1940)  
Robert Musil (1880-1942)  
Annemarie Schwarzenbach (1908-1942)  
Jules Renard (1864-1910)  
Arno Schmidt (1914-1979)  
Wilhelm Müller (1794-1827)  
Ingeborg Bachmann (1926-1973)  
Hans Bethge (1876-1946) / Mibu no Tadamine (ca. 860-920)  
Oskar Loerke (1884-1941)  
Hermann Löns (1866-1914)  
Sarah Kirsch (1935-2013)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
Honoré de Balzac (1799-1850)  
Paulus Hochgatterer (\*1961)  
Jules Renard (1864-1910)  
Claude Simon (1913-2005)  
Seamus Heaney (1939-2013)  
Ernest Hemingway (1899-1961)  
Alfred Edmund Brehm (1829-1884)  
John von Düffel (\*1966)  
Thomas Wolfe (1900-1938)  
Ilse Aichinger (1921-2016)

Nachbemerkungen

Nachweise

Herausgeber

Tomas Espedal (\*1961)

**Morgen. Sonne.** Der Fluss fließt quer durchs Haus. Ich lag in meinem Bett lange wach und lauschte dem Fluss, der zum Fenster und zur Tür hereinfloss, durch die Wände und von der Decke herab, er quoll aus dem Boden hoch und füllte das Schlafzimmer mit Wasser. Ich träumte, dass ich einschlief, um nie mehr zu erwachen. Ich blieb der Schlafende, ein Körper, dem es nicht gelang, den Schlaf zu verlassen, ein Gesicht, dem es nicht gelang, die Augen zu öffnen. Am Morgen erwache ich schweißgebadet, als hätte ich gekämpft; ich habe gekämpft, um aus dem Fluss zu kommen, aus dem Schlaf.

Alfred Edmund Brehm (1829-1884)

**Der Binnenländer, der nur Flußfische kennt,** gewinnt, ungeachtet der Verschiedenheit dieser, keinen Begriff von der Verschiedenartigkeit der Gestalt der flossentragenden, schuppenbekleideten Wirbeltiere. Sie stehen hierin keiner anderen Wirbeltierklasse nach, können vielmehr mit jeder wetteifern. Allerdings sind die meisten, wie unsere gewöhnlichen Süßwasserfische, spindelförmig gestaltet; diese Grundgestalt aber ändert in der mannigfaltigsten Weise ab und geht in die sonderbarsten Formen über, auch in solche, die uns als häßliche Verzerrungen erscheinen wollen. Der Leib streckt sich zur Schlangen- oder Wurmgestalt, plattet sich seitlich ab, daß er bandförmig wird, oder zieht sich gleichzeitig auch in der Längsausdehnung zusammen und rundet sich zur senkrecht stehenden Scheibe, drückt sich von oben nach unten nieder, verbreitert sich in waagerechter Richtung und setzt seitlich noch flügelartige Anhänge an; einzelne Teile verlängern sich, sozusagen, maßlos, wandeln sich unförmlich um, verdrehen und verzerren sich, andere verschmelzen miteinander, andere verschwinden gänzlich. Keine Wirbeltierklasse weiter zeigt so sonderbare, so unverständliche Anhängsel, ich möchte sagen, Zutaten zu dem regelmäßigen Baue, als die der Fische, keine eine ähnliche Vielseitigkeit in Anordnung der Gliedmaßen und Sinneswerkzeuge.



Francis Ponge (1899-1988)

## Böschungen der Loire

Roanne, 24. Mai 1941

Nichts mehr soll mich abbringen von meiner Bestimmung: das Objekt meiner Wißbegier keinem Vorzeigen irgendeines gelegentlichen Wortfunds zu opfern, auch nicht dem Arrangieren einiger solcher Funde zu einem Poem.

Immer wieder zurückkommen auf das Objekt selbst, auf das Rohe an ihm, auf das, was es *unterscheidet*: unterscheidet vor allem von dem, was ich (bis zu diesem Moment) schon über es geschrieben habe.

Meine Arbeit sei die einer ständigen Berichtigung meines Ausdrucks (ohne den *a-priori*-Vorsatz von der Form dieses Ausdrucks) zugunsten des rohen Objekts.

Indem ich »an« der Loire schreibe, an einer Böschung dieses Flusses, sollte ich also meinen Blick, meinen Geist, unablässig darin eintauchen: jedesmal, wenn er über einem Ausdruck *trocken* geworden sein wird, ihn neu in das Wasser des Flusses tauchen.

Das große Recht des Objekts anerkennen, sein unwandelbares Recht, jedem Poem gegenüberstellbar ... Kein Gedicht ist je ausgenommen von einer Nichtigkeitsbeschwerde seitens des Gedicht-Objekts, auch nicht von einer Anklage der Fälschung.

Das Objekt ist immer wichtiger, interessanter, rechtsfähiger (voll ausgestattet mit Rechten): es hat mir gegenüber keinerlei Pflicht, ich bin es, der im Blick auf es alle Pflichten hat.

Was die obigen Zeilen nicht klar genug sagen: ich darf auf eine *poetische* Form nie *aus* sein, nie dabei stehenbleiben – und doch ist diese ein *notwendiger* Moment im Verlauf meines Wissen-Wollens, weil sie ein Spiegelspiel ermöglicht, das gewisse verborgene Aspekte des Objekts

zum Vorschein bringen kann. Der Zusammenstoß der Wörter, die verbalen Analogien sind *eines* der Mittel, das Objekt zu erforschen.

Niemals versuchen, *die Dinge arrangieren*. Die Dinge und die Poeme sind unversöhnbar.

Es geht darum, sich bewußt zu sein, ob man ein Gedicht machen oder einem Ding gerecht werden will (in der Hoffnung, daß der Geist dabei gewönne - die Gelegenheit zu einem neuen Schritt fände).

Es ist das zweite Glied der Alternative, für das mein Sinn (ein heftiger Sinn für die Dinge, und für den Fortschritt des Geistes) sich ohne Zögern entscheidet.

Meine Bestimmung ist also klar ...

Danach soll es mich wenig kümmern, ob man das Ergebnis »Gedicht« nennen wird. Was mich betrifft: der kleinste Verdacht poetischen Geschnurres zeigt mir schon, daß ich bei dem alten Spiel mittue, und läßt mich schleunigst das Weite suchen.

Jewgeni Alexandrowitsch Jewtuschenko (1932-2017)

**Der Morgen war höllisch heiß**, ohne einen Tropfen, das Gras war welk vor Hitze.

Charlie, der irische Wolfshund, lag, mit heraushängender Zunge und keuchend, im Schatten und bewachte seine Herrin. Ksjutas Sense sauste nicht mit der gewohnten Heiterkeit dahin, sondern rauschte unfroh durch das Gras und blieb oft an den geknickten Halmen, die sich an die Erde preßten, stecken. Sogar die Taigaerdbeeren, die im Gras wuchsen, konnten sich nicht mehr zu voller Purpurröte aufraffen, dem Geschmack nach ähnelten sie ohnehin schon den getrockneten. Nur in der Tiefe der Taiga konnten sie sich an kleinen schattigen Stellen retten, auf der ungeschützten Wiese hielten sie es nicht aus und gaben den Saft der verdurstenden Luft ab. Die Blätter der Birken, der Espen, der Erlen, ja sogar die Lärchen- und Kiefernnadeln blickten trübe. Die Wolken von Mückenschwärmen, die gewöhnlich über dem Kopf schwirrten, waren, wer weiß wohin, verschwunden. Sie verbargen sich sowohl vor der schrecklichen Hitze als auch vor grimmiger Kälte. Nur selten hörte man Bienen summen. »Im Frühjahr saugt sich die Biene sogar an der Weide satt ...«, dachte Ksjuta, »und vom Klee gibt's den besten Ertrag, aber das Gras da - lauter Mist. Alles ist ausgetrocknet und ausgebleicht. Da will auch die Biene in den Schatten ...« Je leiser es in der windstillen Taiga wurde, um so deutlicher war hinter den Bäumen das Rauschen des unsichtbaren Flußes zu hören - ein einladendes Geräusch, wie es ihr schien.

Ksjuta, die sich bemühte, das geknickte Gras an der Wurzel abzuschneiden, stieß die Sense mit einem linkischen Schwung in die Erde und ließ sie so zurück. Auf den vom Vater genähten weichen Stiefeln aus Saffianleder folgte sie mit sanften Schritten der Stimme des Flußes, und bald verwandelte sich diese Stimme zum nahen, schillernden Funkeln hinter den Stämmen. Unterwegs knüpfte Ksjuta das weiße, schwarzgetupfte Kopftuch auf und befreite damit die Haare, die sich sogleich über die Schultern wie eine Flachswoge ergossen. Sie schöpfte kurz Atem. Entlang des Weges begann sie die Kleidung von sich zu werfen: das Tuch auf die Blüten des wilden Rosmarins, die aufgeknüpfte Bluse auf einen Weidenstrauch, den schwarzen, engen Büstenhalter auf die bloßgelegten Wurzeln einer alten Lärche, um möglichst schnell den erhitzten Körper in den frischen Atem des Wassers zu tauchen. Die Stiefel, den Rock und die blaue Sporthose mit dreifachem Gummiband warf sie erst weg, als sie schon am Fluß war, auf der engen Dohlensandbank. Vor dem Blick eines Fremden hatte Ksjuta keine Angst - der Platz war einsam.

Nachdem sie von allem befreit war, was sie am Leib hatte, fühlte sich Ksjuta federleicht, und es schien, ein zufälliger Windstoß hätte sie aufheben und in weite Fernen tragen können. Aber es war windstill, und nach einer Minute wurde es Ksjuta sogar nackt zu heiß, am Ufer stehenzubleiben. Sie stieß mehrmals den Fuß ins Wasser und kreischte vor der wie Feuer brennenden Kälte, die ihren Weg über die Felsen des Sajan-Gebirges genommen hatte ... Charlie tauchte unter, sprang augenblicklich wieder heraus und schüttelte sich geräuschvoll ab.

Ksjuta wählte eine andere Stelle aus, zwischen zwei Untiefen, wo das Wasser sanfter und wärmer war, und ging sachte hinein. Sie quietschte auf, tauchte dann aber bis zur

Brust ins Wasser, fühlte an den Beinen die angenehm kitzliche Berührung einer hin und her getriebenen Plötze und kraulte dann mit kräftigen, hastigen Zügen los.

Der Platz, wo es keine schnelle Strömung gab, war nur klein, und von neuem geriet sie in die wie Feuer brennende eiskalte Strömung, die sie mit sich forttrug. Da begann sie, mit dem Fluß zu spielen. Bald tauchte Ksjuta in die reißende, eiskalte Strömung, bald befreite sie sich wieder von der Umklammerung, klatschte mit den Händen gegen die Wellen, und mühte sich wieder zur warmen, kaum bewegten Bucht. In der Strömung war es äußerst schwer, sich gegen ihren Sog zu stemmen. Aus alter Gewohnheit markierte sie mit dem Auge einen Baumstrunk am Ufer und bemühte sich, ihm gegenüber auf gleicher Höhe zu bleiben, um nicht unmerklich von der Strömung abgetragen zu werden. Als sie dann winzige Wasserstrecken zurückgewinnen wollte, verdoppelte sie die Zahl ihrer Züge, und obwohl es schien, daß sie sich nicht von der Stelle rühre, bewegte sich Ksjuta dennoch ganz langsam vorwärts, befand sich bereits jenseits ihres Merkzeichens, des Baumstrunks, und gelangte, fast völlig erschöpft, in die stille Bucht, wo sie, die von der Anstrengung ausruhenden Arme weit von sich gestreckt, auf dem Rücken schaukelte.

Kurt Lanthaler (\*1960)